

Die Zeitungs Welt

Nr. 8

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

August Bebel.

Bebels liebzigster Geburtstag! Das klingt überraschend und unwahrscheinlich! Gehört doch August Bebel zu den seltenen Menschen, die wir uns nur in blühendster Manneskraft vorstellen können, jeder Kern zuckend von Temperament und verhaltener Leidenschaft. Und dies Bild steht nicht bloß dem lebendig vor Augen, der Bebel nur aus seinen Reden kannte, sondern auch dem, den die Parteigeschäfte häufig mit ihm in persönliche Berührung brachten. Das Silberleuchten der seit langem gebleichten Hülle seines Haars konnte ja den Eindruck der jugendlichen Elastizität nur heben, nicht abschwächen.

So kennt das deutsche Proletariat seinen August Bebel, und so wird sein Bild auf die künftigen Generationen kommen!

Bebel stellt den reinsten und schönsten Typus des Mannes aus den proletarischen Schichten des Volkes dar, der sich durch eisernen Fleiß im Klassenkampfe emporgearbeitet hat. Emporgearbeitet vom unbekanntem Handwerksgehilfen zum gefürchteten und geachteten Parlamentarier, zum politischen Führer einer Millionenpartei! Eine mächtige Phantasie, ein hochfliegender Idealismus, unbeirrbarer Verstand und ein Fonds unverfälschter Energie waren die Elementarkräfte, die den körperlich schwächlichen Drechslergehilfen, der auf seiner Wanderschaft oftmals als Ritter von der Nadel angesprochen wurde, emportrugen und bald in den Mittelpunkt der jungen Parteibewegung stellten, auf jenen vorgeschobenen, weithin sichtbaren Posten, auf dem er vier Jahrzehnte hindurch allen Stürmen der politischen Widersacher und der Zeit standgehalten hat.

In der Persönlichkeit Bebels verkörpert sich gleichsam die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Zugleich mit der Partei wuchs auch Bebel politisch empor. Und je stärker die Partei wurde, je höhere Ansprüche die Zeitalter an die geistige Vertretung der Partei stellten, desto reicher und tiefer entfaltete sich auch die Begabung des rebegehaltigen Agitators.

Was Bebel seine beispiellose Popularität gewann und dauernd erhielt, ist die wundervolle

Verbindung fernger Kulturvolkstum mit reichem, vielfachem, politischem und allgemeinem Wissen, in der Zug einer großen Universalität, der seinem Wesen den Ausdruck verleiht. Von aller Bedingtheit immer voll

ausgegangen erfüllte unermüdete Welt, für die er sich mit heissem Verlangen verlor, er mit stammender Leidenschaft verkündete und verteidigte. Ihm eignete ein Zug des Heroischen, der ihn mit Begeisterung durchleuchtete und unerschöpfende Begeisterung auch auf die Massen anströmte.

Der Politiker, der sich mit seiner heiligen, alle Wandel sozialen Standes durchspürenden Energie über die Zustände im Rückereigemeinde ein hohes sozialpolitisches Verdienst erwarb, vertiefte sich mit gleicher Hingabe in geschichtliche Studien, wie seine Schrift über die mohammedanische Kulturperiode in Spanien beweist. Am klarsten aber enthüllt sich Bebels Persönlichkeit in seinem weitverbreiteten Buche „Die Frau und der Sozialismus“. Hier übt er die denkbar umfassendste Kritik an allen Einrichtungen unserer kapitalistischen Gesellschaft, hier entwirft er mit breiten Pinselstrichen ein Freskogemälde von der universellen Kulturmission des Sozialismus, wie es in gleicher Kraft und Eindringlichkeit noch nicht wieder geschaffen worden ist. Mag auch der Spezialist vom erhabenen Standpunkte der Schneckenhausgelehrsamkeit über dies oder jenes in Bebels Buch die Nase rümpfen; daß es als Ganzes eine prächtige und hochbedeutende Leistung war, ist auch von der bürgerlichen Kritik zugestanden worden. Als packende Agitationschrift für die Partei vollends suchte Bebel „Frau“, trotzdem inzwischen ihre fünfzigste Auflage erschienen konnte, noch heute ihresgleichen.

Dieser große Zug, der durch Bebels Schriften geht, kennzeichnet auch seine Reden. Bebels Rhetorik glänzt nicht durch geschliffene Pointen, durch stacheligen Witz oder geistreiche Sarkasmen. Sie ist kein elegant geführtes Florett, sondern eine breite, wuchtige Klinge, die wohl gelegentlich mit beiden Händen geschwungen wird, aber auch schwere tödliche Wunden schlägt. Bebels Reden wirken durch ihre durchsichtige Dialektik, durch die Wucht ihres Beweismaterials, durch die elementare Kraft des Vortrages und die überzeugende Echtheit der sie er-



A. Bebel.

wirtschaftlichen Kenntnisse und aller parlamentarischen Routine samt Bebel niemals zum Spezialisten und Kontinier herab. Wie der Sozialismus selbst, der eine ganze Welt umspannt, war auch Bebel der vom faustischen Erkenntnis- und Re-

stilkenden Siegeszuversicht. Weil Debels Worte stets aus innerstem Herzen quollen, der heiligsten Ueberzeugung entstammten, gingen sie auch stets zu Herzen, weckten sie überall Begeisterung, Siegeszuversicht!

Die Echtheit und die Schlichtheit Debels war es im letzten Ende, die ihm die Verehrung der breiten Volksmassen sowohl wie die seiner engeren Arbeitsgenossen gewannen. Die Schlichtheit, die sich nicht zuletzt auch in Debels unwandelbarem Respekt vor der Wissenschaft, der Theorie, bekundete. Bekannte er doch jederzeit freudig, was er geistig einem Lassalle, Marx, Engels und Liebknecht verdankte. Und der Mann, der als Parlamentarier und praktischer Politiker, als Organisator und Agitator im Tageskampfe Erfolge errang, wie kaum ein anderer, vergaß auch nicht einen Augenblick, daß die parlamentarische Arbeit, wie die Gegenwartsarbeit überhaupt, stets nur das Mittel zum Zweck sein konnte, das Mittel zur Revolutionierung der Geister, dieser ersten und letzten Vorbedingung einer sozialistischen Umgestaltung der heutigen Gesellschaftsordnung.

So kann Bebel auch in dieser Beziehung als bestes Vorbild des modernen klassenbewußten Proletariats gelten.

Auf ein halbes Jahrhundert erfolgsgekrönter politischer Tätigkeit blickt August Bebel nunmehr zurück. Zugleich auf ein Stück proletarischen Emanzipationskampfes, das ihn, der bei diesem Kampfe stets in der ersten Reihe gestritten, mit innigster Genugtuung erfüllen darf. Aber dieser Kampf ist ebensowenig abgeschlossen, wie die Anteilnahme Debels an diesem Kampfe. Die Parole heißt: Vorwärts zu neuem Kampfe, zu neuen Siegen! Und als aufrichtigsten Dank, als die wärmste Anteilnahme an seinem 70. Geburtstag wird es der Veteran der Partei betrachtet, wenn die deutsche Sozialdemokratie sich auch fürder entschlossen zeigt, den Massenkampf in dem Geiste und mit dem rastlosen Feuereifer zu führen, der dem Ringen des verflorenen halben Jahrhunderts ein ehrenvolles Gedächtnis in der Menschheitsgeschichte sichert!

Unsere Bilder zeigen August Bebel selbst oder Stätten, die mit seinem Leben in irgendwelchem Zusammenhang stehen. Da sehen wir den Führer der deutschen Sozialdemokratie in seinen verschiedenen Lebensjahren: in schmachtiger, schmal aufgeschossener Jugendlichkeit steht er vor uns, als er gerade der Arbeiterbewegung sich angeschlossen hatte; körperlich gereifter tritt er uns, nur wenige Jahre älter, als Vorsitzender des Leipziger Arbeiterbildungsvereins entgegen; dann grüßt uns der frischgewählte Abgeordnete, den die Arbeiter des Kreises Glauchau-Meerane in den norddeutschen Reichstag entsandten; um zehn Jahre älter zeigt unseren Jubilar ein anderes Bild, das aus dem letzten Drittel der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stammt; schließlich sehen wir in einem letzten Porträt den „alten“ silberhaarigen Bebel, wie er heute ausschaut und wie wir ihn aus Versammlungen, von Parteitagungen der letzten Jahre und aus seiner parlamentarischen Tätigkeit kennen. Und so verschieden auch Haltung und Ausdruck in allen diesen Bildern ist: die Augen sind sich, in sich nur wenig ändernder Ähnlichkeit, fast immer gleich. Aus ihnen sprechen schon in jüngeren Jahren Bähigkeit und festes Wollen, Leidenschaftlichkeit und unerlöschlicher Glaube an den Sieg der verfochtenen Sache — Charaktereigenschaften, die das Alter nicht nur nicht behalten, sondern noch sichtlich vertieft und verfeinert hat.

Die Stafematte zu Deutz-Köln, hinter deren düsteren Mauern August Bebel vor sieben Jahrzehnten geboren wurde, erblicken wir gleichfalls auf einem unserer Bilder. Eine trostlose Stimmung scheint über diesem Mauerwerk zu brüten und Frohsinn und Heiterkeit fernzuhalten, wo der Mann das Licht der Welt erblickte, der es sich zur

höchsten Aufgabe machte, die Daseinsfreude und den Lebenssonnenschein allen Enterbten des Glückes zu zeigen und ihnen den Weg in das Sonnenland einer freien Zukunft zu weisen. Entschieden anheimelnd wirken die Bilder aus Debels Leipziger Zeit, die uns die enge Straße, in der er damals sein Heim aufgeschlagen, seine Wohnung und seine Drechslereiwerkstatt zeigen, von der Adolf Hepner in dem Artikel dieser Nummer: „Bebel vor 40 Jahren“, plaudert. Die Wohnung Debels weisen uns die Fenster der ersten Etage, die dem Vorderhause zunächst liegen. Die Werkstatt befand sich im Erdgeschoß, und zwar schräg unter den Wohnungsfenstern; die früher vorhandene Eingangstür zu diesem Arbeitsraum ist jetzt verschwunden; sie ist in ein Fenster umgewandelt worden.

In einem letzten Bilde sehen wir schließlich August Bebel auf dem Stuttgarter Internationalen Kongress im Jahre 1907, wie er im Verein mit Haase und Bollmar die Militärresolution redigiert; auch auf diesem Bilde kommt Debels temperamentvolle Art als Politiker und Parteiführer trefflich zum Ausdruck.

Aus meinen Schuljahren.

Von August Bebel.

In Braunweiler besuchte ich schon von Herbst 1844 ab, erst viereinhalb Jahre alt, die Dorfschule, und zwar wurde ich in diesem jugendlichen Alter als „Freiwilliger“ aufgenommen. . . . Das Leben für uns Kinder war in der Anstalt* nicht sehr abwechslungsreich. Es spielte sich in der Hauptsache innerhalb eines Teiles der Anstaltsmauern ab. Auch wurde unser Vater, der ein sehr strenger Mann war und dem es an Mergen nicht fehlte, immer reizbarer, eine Reizbarkeit, die durch die mittlerweile bei ihm zum Ausbruch gekommene Schwindjucht immer mehr zunahm. Die Mutter und wir Kinder hatten darunter viel zu leiden. Mehr als einmal mußte die Mutter dem Vater in die Arme fallen, wenn dieser in maßloser Erregung schwere körperliche Bückigungen an uns vollzog. Sind Prügel der höchste Ausfluß erzieherischer Weisheit, dann muß ich ein wahrer Musterknabe geworden sein. Aber was ich geworden bin, wurde ich wohl trotz der Prügel.

Andererseits wieder war der Vater aufs eifrigste für unser Wohl bemüht, denn er war trotz alledem ein gutherziger Mann. Konnte er uns zum Beispiel zu Weihnachten, Neujahr oder Ostern eine Freude bereiten, so geschah es, soweit es die bescheidenen Mittel erlaubten. Und sehr bescheiden waren diese. Neben freier Wohnung (zwei Stuben), Heizung und Licht empfing der Vater monatlich etwa acht Taler Gehalt. Damit mußten fünf, später vier Menschen auskommen, da mein jüngster Bruder, ein bildhübsches Kind und der Liebling des Vaters, Sommer 1845 starb.

Die Krankheit meines Vaters machte indes rapide Fortschritte. Bereits am 19. Oktober 1846 starb er nach etwa zweijähriger Ehe. So war meine Mutter binnen drei Jahren zum zweitenmal Witwe und wir vaterlose Waisen. Auch aus dieser Ehe hatte die Mutter keinen Anspruch auf staatliche Unterstützung. Nunmehr blieb ihr nichts übrig, als nach ihrer Heimat

* Debels Vater war in Braunweiler Aufseher der Gefangenenanstalt, welche sich dort für Arbeitshäuser befand, die wegen Vergehen, in der Anstalt begangen, zu Gefängnis verurteilt worden waren. — Wir entnehmen den zum Abdruck gebrachten Artikel mit der freil. Erlaubnis des Verfassers und des Verlages dem kürzlich bei J. A. W. Dieck Nachf., Stuttgart, erschienenen ersten Teile der Debelschen Memoiren „Aus meinem Leben“, einem lesenswerten und warm zu empfehlenden Buche. (Preis brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.)

Wexlar überzusiedeln. Anfang November wurden abermals die Siebenfachen auf einen Wagen geladen — die heutigen Möbelwagen gab es wohl zu jener Zeit noch nicht — und wurde die Reise nach Köln angetreten. Das Wetter war häßlich. Es war kalt und regnerisch. In Köln wurde der Hausrat am Rheinufer unter freiem Himmel aufs Pflaster gesetzt, um von dort per Schiff nach Koblenz und von dort wieder per Wagen das Lahntal hinauf nach Wexlar transportiert zu werden. Als wir abends gegen 10 Uhr die Schiffskajüte zur Fahrt nach Koblenz betraten, war diese mit Menschen überfüllt und herrschte ein Tabaksqualm zum Ersticken. Da uns niemand Platz machte, legten wir zwei Jungen, todmüde wie wir waren, uns dicht an der Tür auf den Fußboden und schliefen, wie nur müde Kinder schlafen können. Den fünften oder sechsten Tag kamen wir endlich in Wexlar an, in dem damals meine Großmutter und vier verheiratete Geschwister — drei Schwestern und ein Bruder — meiner Mutter lebten.

Unsere eigentliche Jugendzeit verlebten wir jetzt hier. Wexlar, eine kleine, romantisch gelegene Stadt, besaß damals eine ganz vortreffliche Volksschule. Zunächst kamen wir beide in die Armentschule, die sich in einem großen Gebäude, dem Deutschen Haus, das ehemals den deutschen Ordensrittern gehörte, befand. In dem großen Vorhof zu diesem Gebäude steht links das einstöckige Haus, in dem einst Charlotte Buff, die Heldin in Goethes Werther, wohnte. Der Zufall wollte, daß ich später mehrmals in diesem Hause übernachtete, als einer meiner Bettern Cicero für das Charlotte-Buff-Zimmer wurde. Ich kann mich auch noch der Feier zum hundertsten Geburtstage Goethes (1849) erinnern, die am Wildbacher Brunnen stattfand, woselbst sich die Goethelinde befindet. Der Brunnen heißt seit jener Zeit Goethebrunnen. Zehn Jahre später wohnte ich der Feier zu Schillers hundertstem Geburtstage im Salzburger Stadttheater bei.

Nach einigen Jahren wurde die Armentschule mit der Bürgerchule verschmolzen, wir hießen jetzt Freischüler; die Mädchen erhielten das Deutsche Haus als Schulhaus angewiesen.

Mit der Schule und den Lehrern fand ich mich im ganzen sehr gut ab, nur mit dem Skantor nicht, der mir nicht hold war. Ich gehörte zu den besten Schülern, was namentlich unseren Lehrer der Geometrie, ein kleiner prächtiger Mann, veranlaßte, mich mit noch zwei Kameraden extra vorzunehmen und uns in die Geheimnisse der Mathematik einzunehmen. Wir lernten mit Logarithmen rechnen. Neben Rechnen und Geometrie waren meine Lieblingsfächer Geschichte und Geographie. Religion, für die ich keinen Sinn hatte — und meine Mutter, eine aufgeklärte und freidenkende Frau, quälte uns zu Hause nicht damit —, lernte ich nur, weil ich mußte. Ich war zwar auch hier mit an der ersten Stelle, aber das verhinderte nicht, daß ich namentlich in der Katechumenenstunde dem Oberpfarrer einigemal Antworten gab, die gar nicht ins Schema paßten und mir kleine Strafpredigten eintrugen.

Im übrigen war unser Oberpfarrer ein sehr ehrenwerter Mann und durchaus kein Frömmeling, was aber, nebenbei bemerkt, nicht verhinderte, daß man ihm eines Tages, richtiger in einer Nacht, einen losen Streich spielte. In Wexlar bestand zu jener Zeit die Sitte, sie besteht vielleicht auch heute noch, die im Spätherbst oder Winter geschlachteten Gänse eine Nacht der Durchfrierung auszusetzen, das soll dem Geschmack des Bratens förderlich sein. Die Gans wurde also in respektvoller Höhe, in der Regel vor das Fenster gehängt. So auch bei Oberpfarrers. Aber am nächsten Morgen war die Gans verschwunden. Dagegen hing am darauffolgenden Morgen das fein säuberlich abgenagte Gerippe der Gans am Glockenzug der Haustür

und daran befestigt ein Zettel, auf dem das schöne Verslein stand:

Guten Morgen, Herr Schwager!

Gestern war ich fett und heut bin ich mager!

Ganz Weklar lachte, denn in einer kleinen Stadt sprechen sich derartige Vorkommnisse rasch herum. Ich nehme an, auch der Pfarrherr lachte.

Wenn ich aber fleißig lernte und überall im Können mit an der Spitze stand, so stand ich auch an der Spitze der meisten losen Streiche, die nun einmal bei Jungen, die ein größeres Maß Beweglichkeit haben, unausbleiblich, ja selbstverständlich sind. Das brachte mich in „sittlicher“ Beziehung in einen üblen Ruf. Namentlich genoß ich diesen bei unserem Kantor, der das Departement des Meißneren zu vertreten hatte, das heißt, der all die bösen Streiche, die der Schule gemeldet wurden, an den Mentälern zu bestrafen hatte. Wieso er, statt des Rektors, zu dieser Rolle kam, weiß ich nicht. Vielleicht daß sein Dienstatler oder seine Körperfülle oder ein Gewohnheitsrecht ihn dazu prädestinierte. Auch wußte er mit unachahmlicher Grazie und sehr wirksam den Vokal zu schwingen. Weniger schmerzte es, wenn er mit seinen kleinen fetten Händen uns rechts und links ins Gesicht fuhr, daß es nur so klatschte. Aber auch in einem solchen Moment konnte ich nicht unterlassen, die kleinen fetten Hände zu bewundern.

Unsere Haupttummelplätze waren die nächste Umgebung des Domes, das alle Reichskammergerichtsgebäude, dessen große Räume jahrelang als Lagerplatz einem Gahwirt dienten, die große Burggrüne Altsmunt vor der Stadt, die Felsenpartien an der Garbenheimer Chaussee — der Ort Grabenheim besitzt ebenfalls Erinnerungen an Goethe —, auf deren Felsplatten wir unsere „Festungen“ errichteten, die alte Stadtmauer und vor allem die auf einem Hochplateau gelegene Garbenheimer Warte, von der aus wir im Herbst unsere Raubzüge in die Startoffelfelder unternahmen, um Startoffeln zum Braten zu holen. Eines Tages mußten wir dafür eine mehrstündige Belagerung durch eine Bauernfamilie aushalten, die wir aber siegreich abschlugen. Die Streifereien durch Wald und Flur, namentlich während der Ferien, waren zahllos.

Auch war das Obststrippen, wie wir es nannten, eine Lieblingsbeschäftigung im Sommer und Herbst, denn die Umgebung Weklars ist sehr obstreich. Die Lahn, ein ganz respektable Fluß, gab im Sommer die gewünschte Wadelegenheit und im Winter die Möglichkeit zum Schlittschuhsport. Bei einer solchen Gelegenheit passierte es, daß mein Bruder hart neben mir in ein leicht zugefrorenes Loch einbrach und unzweifelhaft unter das Eis geraten und ertrunken wäre, breitete er nicht unwillkürlich die Arme aus, die ihn oben hielten. Ein Kamerad und ich zogen ihn aus dem Wasser und brachten ihn auf eine Felsplatte an der Garbenheimer Chaussee. Hier mußte er sich entkleiden, wir borgten ihm einzelne Kleidungsstücke von uns und rangen dann seine Kleider aus, die wir in der ungewöhnlich warmen Februarsonne trockneten. Die Mutter erfuhr erst nach Monaten den Unfall ihres Zweiten, was dadurch ermöglicht wurde, daß wir unsere Kleider selbst reinigten, auch, so gut es ging, selbst flickten, um die Miße dem Auge der Mutter zu verbergen.

Das Jahr darauf half ich einem meiner Vettern, der einige Jahre älter war als ich, bei ähnlicher Gelegenheit das Leben retten. Dieser ein vorzüglicher Schlittschuhfahrer, kam eines Tages in tausender Fahrt die Lahn herüber und fuhr auf ein Wehr zu, wobei er infolge der Spiegelblauen Eisfläche nicht sah, daß vor dem Wehr ein breiter Streifen offenes Wasser war. Boll Schrecken schrie ich ihm zu, umzukehren. Er gehorchte auch. Aber es war zu spät. Als er den Ausweichbogen beschrieb, brach er ein. Krampfhaft hielt er sich am Eis fest, sobald er

aber den Versuch machte, ein Bein auf dasselbe zu bringen, brach es von neuem. Rasch riß ich jetzt einen langen gestrickten wollenen Schal, wie so damals allgemein getragen wurden, vom Hals, nahm einen zweiten von einem neben mir stehenden Kameraden, knüpfte beide zusammen und warf das eine Ende meinem Vetter zu, das er glücklich erhaschte. Jetzt zogen wir ihn langsam auf festes Eis. Er war gerettet.

Mein schlimmer Ruf bei unserem Kantor war allmählich so fest begründet, daß er es als selbstverständlich voraussetzte, daß ich bei jeder Teufelei, die vorkam, beteiligt sei. Versuchte ich einmal einen Kameraden vor ungerechter Strafe zu schützen, indem ich mich für diesen ins Mittel legte, so wurde ich ohne Gnade als Teilnehmer angesehen und mitbestraft, auch wenn ich gänzlich unbeteiligt war. Später hat man mir in der Partei die Eigenschaft, um jeden Preis gerecht sein zu wollen, scherzweise als Gerechtigkeitsmeierei angekreidet. Oft genug hatte allerdings unser Kantor berechtigte Ursache, mit mir ins Gericht zu gehen. So als ich eines Tages, dem dunklen Triebe nach „Verühmtheit“ folgend, in die roten Sandsteinstufen zum Eingang in den Dom in lapidaren Buchstaben meinen vollen Namen, Geburtsort und Geburtstag eingemeißelt hatte. Ein starker Nagel als Meißel und ein Stein als Hammer bildeten die Werkzeuge, die ich dazu benutzte. Natürlich wurde die böse Tat am nächsten Sonntag beim Kirchgang allseitig entdeckt, auch von dem Kantor. Endresultat: etwelche Ohrfeigen und dreimal über Mittag bleiben. Das bedeutete, daß ich vom Schluß der Schule am Vormittag bis zum Beginn derselben am Nachmittag im „Marzer“ zubringen mußte, also erst nach dem zweiten Schluß nach Hause kam und so mein Mittagessen einbüßte. Zum Glück aber hatte der Kantor eine weidmütige Tochter. Diese beobachtete mich an der Seite ihres Bräutigams, als ich am zweiten Mittag am Marzerfenster stand und philosophische Betrachtungen über die Freiheit der Spaken anstellte, die auf dem Schulhof in Scharen lärmten. Von meinem Schicksal gerührt, erwirkte sie mir bei ihrem Vater sofort eine vollständige Amnestie und kam selbst, um mir die Freiheit anzukündigen und mich aus der Haft zu entlassen. Es war die erste und einzige Begnadigung, die mir in meinem Leben zuteil geworden ist. Hätte das Ewigwellige öfter über mein Schicksal zu entscheiden gehabt, ich glaube, ich wäre manchmal besser davongekommen.

Andes kam auch für mich der Tag der Erkenntnis, an dem ich mir sagte, jetzt muß du doch anfangen, ein ordentlicher Kerl zu werden. Dieser Akt vollzog sich also. Der Sohn des Majors des in Weklar garnisonierenden Jägerbataillons, Morik v. G., war mein Kumpan bei vielen losen Streichen gewesen. Da kam das Schuleramen. Der einzige Mensch, der von der Bevölkerung demselben als Zuhörer bewohnte, war Major v. G., ein Hüne an Gestalt. Die Prüfung war zu Ende, und es wurden die Zensuren verlesen. Merkwürdigerweise wurden diese ausschließlich auf das sittliche Verhalten hin erteilt. Alle Schüler der Klasse hatten bereits ihre Zensur erhalten, nur Morik v. G. und ich waren übrig. Wir allein erhielten die Zensur fünf, also die schlechteste, die es gab. Der Vater Major verzog keine Miene, aber ich habe Grund, anzunehmen, daß es zu Hause für Morik nicht glimpflich abging. Ich sah ihn seit jenem Tage nie wieder, er kam unmittelbar nach jenem Vorgang auf die Kadettenschule. In den neunziger Jahren erfuhr ich, daß er in A. eine hohe militärische Stellung bekleidete. Ihn hatte also seine böse Bubennatur so wenig geschadet wie mir. Von jener Stunde an wurde ich ordentlich, das heißt ich tat nichts mehr, was mir Strafen eintrug. So erhielt ich im nächsten Examen die Zensur drei und bei der

folgenden und letzten Prüfung, an der ich teilnahm, die Eins. Wäre es damals auf die Zustimmung der Klasse angekommen, ich hätte auch ein der beiden zur Vertretung gelangten Präziden erhalten. Als der Rektor den Namen des zweiten Ausgezeichneten nennen wollte, rief die ganze Klasse meinen Namen. Der Rektor aber meinte, ich hätte mich zwar sehr verbessert, aber doch nicht in dem Maße, um mir eine Prämie zu geben. So trat ich präzidenlos ins Leben.

Bebel vor 40 Jahren.

Von Adolf Hepner.

Es war in meiner Leipziger Zeit (1870 bis 1873), als ich Bebel näher kennen lernte. Durchschnittlich zweimal die Woche sprach ich ihn — in seiner Wohnung oder Werkstatt oder bei Liebknecht — und unzählige Male nahm ich den Tee bei ihm ein. Zuschriften an die Redaktion des „Volkstaat“ war häufig ein Postskriptum beigegeben, das entweder die Geschäftsführung oder Bebel persönlich anging, gewöhnlich des Inhalts: „Wann werden Sie uns durch einen Agitationsbesuch erlösen?“

Briefe, die ausschließlich für die Redaktion bestimmt waren, wurden von den Abendern nicht selten an Bebel adressiert, der in den ersten beiden Jahren die Expedition führte. Nachdem der Verkehr über Liebknecht oder Bebel persönlich besser kannte, richtete er sein Schreiben an jenen oder diesen. Es fand daher zwischen den beiden Mächten ein lebhafter Schriftverkehr statt; da ich diesen in der Regel berate, entwickelte sich hierbei fast immer eine Unterhaltung über den geschäftlichen Status des Blattes. „100 neue Abonnenten im Monat“ war eine Sensation erster Güte — und über die Vorkommnisse im öffentlichen Leben, vornehmlich in der Partei.

An Sonntags Spaziergängen der Familie Bebel und Liebknecht wie auch an den Abendzusammenkünften derselben nahm ich gewöhnlich teil. Von dem leidenschaftlichen Temperamente, das Bebel auf der Rednertribüne oder in der Versammlungsdebatte erfährt, habe ich damals bei privaten Unterrednngsangelegenheiten niemals etwas wahrgenommen. Meines einzigen Falles von Born kann ich mich erinnern. Wenn im „Volkstaat“ etwas sein Mißfallen erregte, besprach er in gelassenem Tone die Sache mit mir; an Liebknechts Autorität und dessen scharfpunktigen Sentenzen rüttelte er sehr selten. Wenn aber die beiden manchmal, verschiedener Meinung, über ihre Differenz diskutierten, so geschah das stets in freundschaftlichster Manier.

Bebel war noch nicht dreißig Jahre alt, als ich ihn kennen lernte — ein schlanker Mann von gefälligem, angenehmem Aussehen, mit blond-rötlichem Geniquatre und etwas langem Haupthaar, das ihm vortrefflich stand und seinem Schwung und seiner Energie einen anmutenden Grad von Würde verlieh. Hirn und behend, aber unauffällig in seinen Bewegungen; festen, sicheren, aber stolzfrenen Schrittes; unpräzise in allem Gebaren; freundlich und leutselig gegen jedermann, höflich gegen Frauen war er und insbesondere die Frau, mit der er das Glück seines Heims begründet hatte.

Der gemütliche, anheimelnde Hausstand entsprach den beideidnen Verhältnissen eines gebildeten Handwerkers, dessen Profession ihn gut ernährt, ohne nahe Ansichten auf Reichtum zu eröffnen. Nicht mehr als 600 Taler brachte 1869 die Hornbrecherei, die Bebel mit Hilfe eines Gefellen in der Petersstraße 4 betrieb. Damit vermochte er, bei seinen damals schon unvermeidlichen Repräsentationskosten, nicht nur anständig hauszuführen — sein Fräulein war bereits geboren —, sondern er behielt auch einen Groschen für andere übrig — hilfsbereit,

nie er von jeher war -- und schaffte teure Bücher an.

Sein Geschäftsbetrieb war mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft; hierunter rechne ich die gewöhnlichen nicht: daß der Inhaber einer kleinen Firma den Ein- und Verkauf selber besorgen und Nebendinge persönlich überwachen muß; sondern die Störungen, die er infolge seiner öffentlichen Stellung sich gefallen lassen mußte. Am Schraubstock empfang und unterhielt er -- als Parteiführer und Geschäftseele des „Volksstaat“ und Reichstagsabgeordneter -- mehr Besucher als andere hervorragende, politische Persönlichkeiten in ihrem Salon. Zunächst begab sich ein Fremder natürlich in die Wohnung. Dort wurde ihm von Frau Bebel gewöhnlich der Bescheid: „Mein Mann ist in der Werkstatt, unten im Hofe.“ Gab der Besucher zu verstehen, daß er eine Besprechung ohne Anwesenheit Dritter wünsche oder vorzöge, wurde Bebel hiervon verständigt; er kam dann in die Wohnung herauf. Für enthusiastische sächsische Parteigenossen war es damals, wie sich leicht denken läßt, ein hohes Zeit, Bebel gelegentlich einmal privatim -- außerhalb einer Volksversammlung zu sehen; wer von ihnen -- namentlich aus der Bebelischen Partei (Glaucha-Meerane) in Leipzig etwas zu tun hatte, verband natürlich das Geschäft mit dem Vergnügen, in der Petersstraße 4, Seitengebäude 1 Treppe, anzuklopfen. Und Leipziger Arbeiter, die in Privatangelegenheiten eines Rates bedurften, wandten sich in jenen Tagen, wo dem Parteiführertum ein gewisser patriarchalischer Charakter anhaftete, erklärlicherweise vielfach an den Mann, dessen schlichte, anfrichtige Lebenswürdigkeit, weltmännische Erfahrung und Gewandtheit sie das Beste erwarten lassen durfte. Von den periodischen Besuchern am angenehmsten war wohl Bebel sein Busenfreund Julius Motteler, den übrigens jedermann gern hatte -- auch ohne daß er gerade den auf der letzten Reise gesammelten Anekdotenschatz ausschüttete. Leid tat mir der Julius nur immer, wenn er, „um seine Nerven zu beruhigen“ -- sechs Tassen Maifée trank. Mottelers tiefes Gemüt und die (ich möchte sagen) Eleganz, mit der er unermüdet arbeitete, scherzte und opferte, übten auf Bebel's empfangliche Natur einen eigenartigen Reiz.

Wenn wir, ein Duzend von Freunden, nach einer Versammlung, dem Gaste Motteler zu Ehren, beisammen blieben, würgte Bebel wohl zwei Stunden lang an einem Glase Bier -- ein Nest blieb übrigens trotzdem drin --, um seines Lieblings Freude am Erzählen nicht zu kürzen; er wäre nur zu gern nach der ersten Halbstunde heimgegangen; er bedurfte ja eine gehörige Nachtruhe, denn die Anforderungen des Tages waren hochgeschraubte. Mottelers wegen aber hielt er bis zum Ende

aus. Vom „Vaster“ des Rauchens war Bebel dazumal ebenfalls verschont; jealicher Aufenthalt in der Kneipe war mithin für den Trunklustigen eine Beschwerde, der er mit Zug und Mecht nach Möglichkeit sich zu entziehen suchte. Er wußte die Zeit, die kostbare, nutzbringender zu verwenden. Und das Resultat lag ja sehr bald vor aller Welt offen zutage. Gerade die Jahre, von denen ich rede, kann man als die Periode der

nimmt Montagnachmittag mit dem um 5 Uhr eintreffenden Zuge und werden Sie vom Bahnhof abholen, um Sie in Ihr Quartier zu geleiten. Telegraphieren Sie gest. umgehend Ihre Zufrage. Wir freuen uns alle ungemein, Sie wieder einmal bei uns zu sehen. Ihre treuen Freunde K. M., Vorsitzender. M. M., Schriftführer.“

Die Freude der Abiender solchen Schreibens war zweifellos eine reine und herzliche; beim

Empfänger aber waltete mitunter eine gemischte ob. Einmal lagen geschäftliche Aufträge vor, die ehestens erledigt werden mußten; das zweite mal fehlte es an guter Laune zum Reisen; das drittemal war die Gesundheit nicht zum beißen. Bebel hatte in den der Subertusburger Festungshaft vorangehenden zwei Jahren gerade seiner Konstitution sehr gewagte Experimente zugemutet; ich erinnere mich mehrerer von der Agitationstour heimgebrachter schwerer Erkältungen, deren eine sehr unglücklich zu verlaufen drohte

durch eine Brustfellentzündung, die dem Arzt am zweiten Tage nicht gestattete, heftige Auskunit zu geben. Frau Liebknecht sagte wäter einmal, als jemand uns Nachricht von einem „leichten Umwohlein“ Bebel's brachte:

„Ach fürchte, Herr Bebel wird nicht alt!“ Liebknecht aber machte eine abwehrende Bewegung: „Der erholt sich immer so rasch, daß er verahnt, jemals krank gewesen zu sein.“

Wer Bebel's glänzenden Lebenserfolg überblickt, ist, bei Kenntnis seines Lebensganges, zunächst geneigt, das Resultat seiner Mühen dem rastlosen Arbeiten nach zweierlei Richtung zuzuschreiben: immer höherer Selbstausbildung und steter Erweiterung oder Vertiefung der Gemeinwohlsförderung -- jenen zwei Betätigungen, die Bebel's Allgemeinverhalten vom frühesten Tage seiner öffentlichen Laufbahn bis zur Stunde kennzeichnen. Manche halten Bebel's ungewöhnliche Begabung, insbesondere seine rasche Auffassung und ebenso schnelle Verarbeitung des Gelesenen oder Gehörten, sowie seine von prächtigen Stimmitteln und dem nötigen Temperament unterstützte Redekunst für die Hauptursache seiner fruchtbaren Lebensstätigkeit. Wieder andere meinen, daß die unter hervorragenden Sozialisten seltene Veranlagung zur Kombination von Ide-

alismus mit eminent-praktischem Sinn, sein Organisationstalent, Bebel zu dem gemacht hat, was er heute ist.

Alle drei Ansichten zusammen erschöpfen die Frage nicht, wie wohl sie die unerläßlichen Voraussetzungen des Bebel'schen Erfolges bilden. Um diesen hinreichend zu erklären, muß man den Mann und sein Wirken in den Anfängen -- vor 40 Jahren -- zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Bienenfleiß und ehrliches Streben, in Verbindung mit schönen

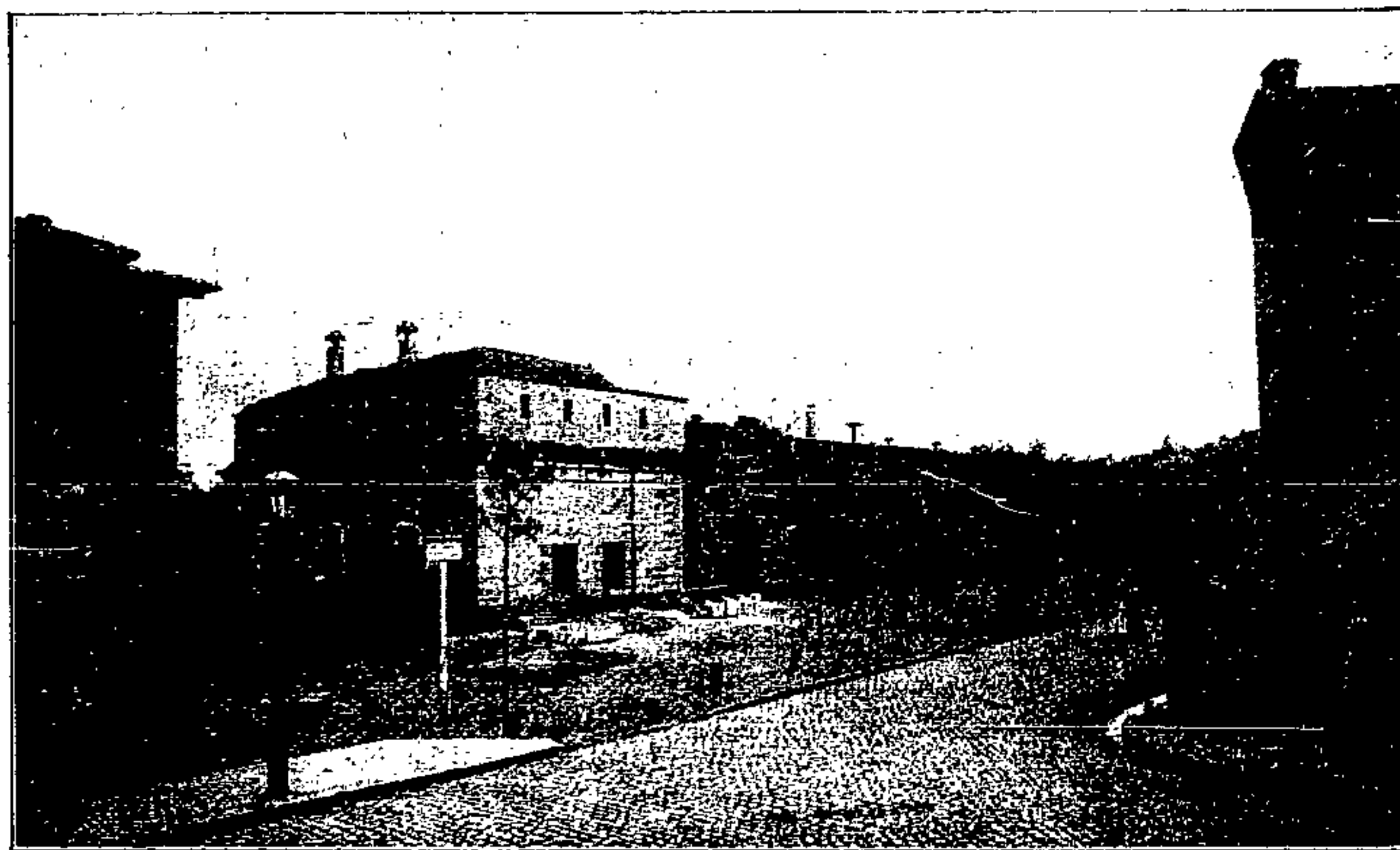


Bebel, Voltmar und Saase

bei der Redaktion der Militärrevolution auf dem Stuttgarter Internationalen Kongress 1907.

Vorstudien Bebel's betrachten; 1873 war dann sein erstes Subertusburger „Universitätsjahr“ mit dem „Mektorate“ Wilhelm Liebknechts.

Wäre es nach den Wünschen der sächsischen Arbeiter damals gegangen -- die allerdings in ihrer Einfachheit von dem, was in Bebel vorging, kaum eine Ahnung hatten --, so hätte er auf jealiches Studium verzichtet, die 365 Tage des Jahres sich auf der Mundreise durchs Königreich befinden und in jedem Agitationsorte eine halbe Woche mindestens verweilen



Die Katenmatte zu Deusch-Wöln. (Bebel's Geburtsstätte.)

müssen. Zu jenen Tagen waren die Arbeiter vereine an Entschädigung für Mühewaltung nicht gewöhnt; sie überlegten nicht und fragten nicht: „Wieviel verliert Bebel in seinem Prot'erwerbe, wenn er zwei Tage von Hause ist?“, sondern schrieben einfach:

„Liebster Herr Bebel!“

Wir haben auf nächsten Montag eine Volksversammlung anberaumt und Sie als ersten Redner zur Tagesordnung „Die Ziele der Arbeiterbewegung“ angekündigt. Wir erwarten Sie be-

Talente, ist von gar vielen Menschen in allen Richtungen des Lebens bekannt, ohne daß sie vom Schicksal weit über die Durchschnittshöhe des Daseins gehoben worden wären. Bedeutenden oratorischen Leistungen begegnet man zu allen Zeiten der Geschichte. Organisatoren in hervorragendem Maße waren gleichfalls manche andere, die unvergänglich bleiben werden.

Unverkennbar kommt man meist von Bebel auf Liebknecht; und spricht man von Liebknecht, lautet das zweite Wort: Bebel. Es ist tatsächlich nicht ganz unrichtig, von dem einen zu reden, ohne den anderen hineinzuziehen. Denn Liebknecht hatte ohne die gewinnende Persönlichkeit und den Organisationsgeist Bebels nicht die Massen zusammenzubringen und zusammenhalten können, und Bebel bedurfte zur Vertiefung seines geistigen Gehaltes eines „Lehrmeisters“ wie Liebknecht, mit dem er bald die Arbeit, die ihr Leben ausfüllen sollte, teilte.

Es ist oben bereits angedeutet worden, daß Bebel — ob wohl seit 1867 Reichstagsabgeordneter und Vorsitzender des ständigen Ausschusses des Verbandes deutscher Arbeitervereine — also in gewissem Grade ein Faktor von nationaler Bedeutung im Alter von 27 Jahren — für

welche Bebel entschieden ungleich früher als Liebknecht zuteil ward. Man wird es daher verstehen, wenn ich sage, daß in der ersten Zeit des über mehr denn ein Menschenalter sich erstreckenden Zusammenwirkens von Liebknecht und Bebel die Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten, das Ideale mit dem Realen in Einklang zu bringen bisweilen kleine, vorübergehende Differenzen hervorrief.

Und das Komische war dabei, daß jeder von ihnen recht hatte.

Liebknecht hätte nie das sein oder werden können, was er wurde — wenn er auf Bebel, ungewohnte Selbsteinschätzung und Verständnis, dessen Maß zu „rechnen“ betehen hätte, und andererseits war dies in den mangelhaften Fähigkeiten der Partei eine unabweisliche Notwendigkeit zu ihrer weiteren materialistischen Entwicklung.

Um höher Ziele wegen lauter und bittere Entbehrungen zu ertragen, wie sie Liebknecht erlitten hat, ist „Kadaverengleichheit“ gerade die allererste Voraussetzung. Denn wer nicht rechnen vermag, dient ohne halbwegs leidliche ökonomischen Anschauung (den beispielsweise Bebel an seinem Handwerk besaß) einem Stamm zur allen mächtigen Gewalten und von so unabhängiger Lauer wie ihn Liebknecht in seiner Jugend ausgenommen, und drei Jahrzehnte hindurch bis zum absoluten Erfolg noch zu erlangen.



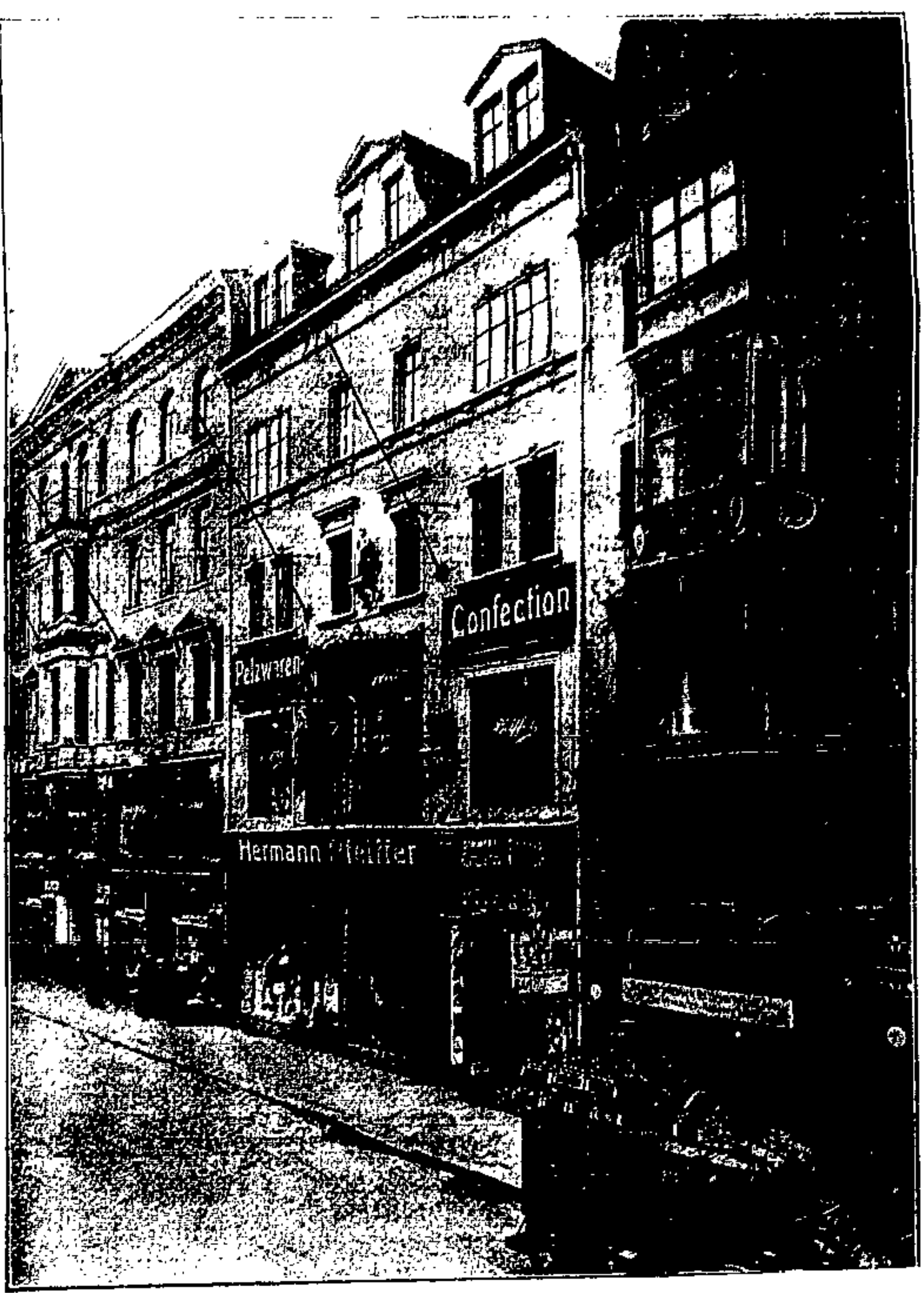
Der Eckfenster des Pilsener Hauses, in dem Bebels Wohn- und Werkstatt lagen.

Zur wesentlichen aber waren es nicht seine Redner- oder irgendeine andere Gabe, mit der die Natur ihn ausgestattet hat, denen Bebel in erster Linie seine Position verdankte, sondern das Vertrauen der Masse fiel ihm wegen seiner typischen Korrektheit, seiner moralischen Persönlichkeit zu. Kraft dieser Qualifikation übte er in einem Alter, wo andere noch mancherlei Schwächen auszuwachsen haben, eine mächtige Attraktion auf die Scharen aus, die ihn zu sehen und zu hören kamen, sobald er öffentlich auftrat. Was die Massen damals — vor 40 Jahren — zu ihm hinstießen, war nicht ausschließlich der Wunsch, von ihm zu „lernen“; es war mehr, viel mehr: die Freude des Bewußtseins, daß sie einen hatten, dem sie unbedingt Zutrauen schenken, auf dessen Ehrlichkeit sie getrost sich verlassen durften. Bebel beabsichtigte zwar nur zu ihrem Verstande zu reden; er erreichte aber Größeres: er gewann die Herzen — ohne Anwendung irgendwelcher theatralischer oder sonstwie sensationeller Mittel; es ging alles ganz natürlich zu. Bebels Popularität beruht in dem unwiderstehlichen Eindruck, den sein Wort auf die Hörer macht, daß der Redner, was er spricht, glaubt und empfindet, mit Kopf und Herz zu vertreten entschlossen ist.

Und dieses unbegrenzte Vertrauen genoss Bebel bis auf den heutigen Tag; und er genoss es in den weitesten Kreisen.

jene Zeit etwas durchaus Ungewöhnliches — während der ersten Hälfte des folgenden Jahrzehnts noch im intellektuellen Entwicklungsprozeß befand.

Obwohl zu Anfang der siebziger Jahre längst ein berühmter Mann, war er noch keine in sich abgeschlossene, fertige Persönlichkeit wie der um nahezu 11 Jahre ältere Liebknecht. Diese Bemerkung kann einen Schatten auf Bebel werfen, denn Liebknecht hatte etwa 20 Jahre (1848-1868) an seiner Schulung zu arbeiten, ehe er für seine soziale Aufgabe reif ward. — Zwischen den beiden Hauptern der deutschen Sozialdemokratie Liebknecht und Bebel — war das Schicksal vor ihrem gemeinsamen Triumphe grundverschieden; das lag schon im Altersunterschied der Beiden, als sie zur öffentlichen Anerkennung gelangten, abgesehen von der materiellen Existenzsicherheit,



Die Petersstraße in Pilsen.

(Im mittleren Hause wohnte Bebel Ende der sechziger, Anfang der sebziger Jahre.)

tung hin durchgeführt hat. Das volle Verständnis für Liebknechts Heroennatur besaßen damals wir paar „Offiziere ohne Soldaten“ im „Demokratischen Arbeiterverein“, Berlin 1869 (Anton, Carl Hirsch, Theodor Meyner, Mwasniewski, Savenith, Peter, Robert Alatow und Heinrich Vogel — nur die drei letztgenannten sind außer mir, der hauptsächlich aus diesem

(Gründe auch von befreundeter Seite angeregt wurde, diese Erinnerungen niederzuschreiben, am Leben — und noch einige vom ganzen Wäckerdugend, deren Namen mir augenblicklich nicht erinnerlich sind). Für Bebel, eine im Kleinbürgerlichen, regulären Gleise herangereifte und dazu außerordentlich harmonisch geordnete Natur, war es anfänglich schwierig, die vorhin angedeuteten tieferen Ursachen jenes Mißverhältnisses zwischen starkgeistigem Ober- und präkärer ökonomischen Unterbau zu würdigen, das bei einer gewissen Kategorie weltgeschichtlicher Persönlichkeiten zu allen Zeiten angetroffen wurde.

Andererseits wollte es Liebknecht manchmal nicht in den Kopf, daß Bebel — bei den spärlichen Parteieinnahmen der ersten Zeit — mit dem Groschen knauferte und nichts riskieren wollte.

Bebel sagte: „Du kannst nicht rechnen.“ Und Liebknecht erwiderte: „Du bist ein Pessimist.“

In Wahrheit hat Liebknecht vieles vorausgesehen, was die besten Rechner auszurechnen nicht imstande gewesen wären — und in Wahrheit war Bebel kein Pessimist, sondern nur ein Sicherheitskommissarius.

Einen lustigen Fall, in dem Liebknecht, trotz Nichtrechnenkönnens, über Bebel triumphierte, muß ich hier noch erzählen. Liebknecht verstand es, in der Diskussion mit ihm Nahestehenden, die er lieb hatte, eine Scherznote einzuschalten wenn ihm unbegründeter Widerspruch begegnete oder beide Teile an unbewiesene Thesen sich klammerten. Ebenso geschickt und taktvoll, wie er mit Bebel umging, als er ihn in die „sozialistische Kur“ genommen hatte, behandelte er ihn auch, nachdem dieser Schatz geborgen war. Als die Auflage des „Volksstaat“ auf 1400 bis 1500 Exemplare gestiegen war, sagte Liebknecht eines Abends: „In drei Monaten haben wir 2000!“ Bebel belächelte — wie auch sonst manchmal — solchen „Optimismus“. Das reizte Liebknecht zum Vorschlag einer — Wette auf einen Wunsch (den er, ich weiß nicht warum, stets „Schlummerwunsch“ nannte, obwohl er darauf noch 2 bis 3 Stunden arbeitete). Bebel war natürlich sehr froh, als er die Wette verlor und prompt einlöste, und ich freute mich wie ein Schneekönig, daß Liebknecht dem „Praktikus“ gegenüber recht behielt. An dem Abende, da Bebel seine glänzende Niederlage feierte, sagte der (zum intimen Freundschafskreise gehörende) antwesende urgemütliche Lehrer Gaschert zu mir, indem er jedes Wort mit einem Stoßlachen begleitete: „Sie liebes, gutes, kleines, stilles Ruderchen — ich seh's Ihnen an, wie Sie sich frei'n, daß der Bebel reingefallen ist.“ Aber Liebknecht „blieb maßvoll auch als Sieger und schonte die Gefühle des Besiegten“ — wie man von Kriegshelden hier und da in Geschichtswerken liest.



Aus Bebels Reden und Schriften.

Ueberproduktion! — ein verrücktes Wort, — wir haben Ueberproduktion, weil alle Läden und Läger mit Waren überfüllt sind, weil überall die Waren in Haufen sich aufgestapelt haben. Und gegenüber diesen aufgestapelten Waren, die niemand bekommt, sehen wir auf der anderen Seite eine große, zahlreiche Bevölkerung, die in Jammer, Not und Elend lebt, die arbeiten möchte und nicht arbeiten kann, weil die Besitzer der Waren zunächst keinen Profit aus neuer Warenproduktion herauszuschlagen vermögen. stann es eine tollere und verrücktere Gesellschaftsordnung geben, wie eine solche, die auf der einen Seite ungeheure Warenvorräte produziert und liegen läßt, während auf der anderen Millionen und aber Millionen Men-

chen, die mit großem Vergnügen zu arbeiten bereit wären, an bitterstem Mangel leiden und nicht arbeiten können, aber auch von den aufgestapelten Waren nichts erhalten?

(Reichstagsrede am 3. Februar 1903.)

Neue Ideen werden, solange allgemeine Stille und Einsicht so tief noch stehen wie heute, stets starken Widerspruch finden, namentlich wenn es im Interesse der herrschenden Klassen liegt, Einsicht und Bildung möglichst auf ihre Schicht zu beschränken. Daher werden neue Ideen anfangs nur eine kleine Minderheit für sich gewinnen, und diese wird in der Regel verspottet, verlästert und auch verfolgt. Sind aber die neuen Ideen gute und vernünftige, sind sie als notwendige Konsequenz aus den bestehenden Zuständen erwachsen, so werden sie an Verbreitung gewinnen, die Minderheit wird schließlich Mehrheit. So erging es bisher allen neuen Ideen im Laufe der Geschichte, und die Idee, die wirkliche und volle Emanzipation der Frau herbeizuführen, wird den gleichen Erfolg haben. Waren einst nicht auch die Befürworter des Christentums eine kleine Minderheit? Satten nicht die Reformatoren, das moderne Bürgertum übermächtige Gegner? Trotzdem haben sie gesiegt. Oder wurde die Sozialdemokratie vernichtet, weil sie im Deutschen Reiche zwölf Jahre ausnahmsgefehrlich geknebelt wurde? Wie war ihr Sieg gewisser, als da man glaubte sie totgemacht zu haben.

(Die Frau, 50. Aufl., S. 236.)

Stoßen wir auf Massen, die unseren Standpunkt nicht begreifen, so haben wir es ihnen klar zu machen. Und, Parteigenossen, es gibt im Deutschen Reiche keinen Arbeiter, der auf die Dauer unseren Lehren und Gründen widerstehen könnte. Ich, der ich heute vor Ihnen stehe, ich war vor 45 Jahren und noch später einer der grimmigsten Gegner der Sozialdemokratie und war doch auch wahrscheinlich damals kein dummer Kerl. Und so unendlich viele. Wir sind alle aus Saulussen Paulusse geworden. Wir haben im Kampf mit der Sozialdemokratie die sozialistischen Schriften lesen, studieren müssen, und da wurden wir ganz allmählich umgewandelt. Und so wie uns ist es Millionen ergangen und wird es weiteren Millionen ergehen.

(Rede auf dem Nürnbergertag, 16. September 1908.)

In unserer Zeit, die auf Geld und materielle Mittel sieht, beugt man sich weit bereitwilliger vor dem Manne mit großem Geldbeutel als vor dem Manne von Wissen und großen Geistesgaben, namentlich wenn dieser das Unglück hat, arm zu sein und keinen Rang zu besitzen. Die Anbetung des goldenen Kalbes stand zu keiner Zeit höher als in unseren Tagen. Dafür leben wir „in der besten aller Welten“.

(Die Frau, 50. Aufl., S. 244.)

Für gewisse Zustände und Erscheinungen im Deutschen Reiche lassen sich nur Vergleiche herbeiholen, wenn man in das Rom der Kaiser oder in das verfallende Byzanz hinübergreift. Es herrscht Byzantinismus, weil Cäsarismus herrscht. Es herrscht bei uns ein Strebertum, ein Servilismus, wie er niemals schlimmer unter einem Volke gewesen ist, und speziell in den oberen Klassen in Deutschland. Wer nur ein wenig in diesen Klassen verkehrt, nur ein wenig Bescheid weiß, welches Maß von Feigheit, von Charakterlosigkeit, von Strebertum und Servilismus dort herrscht. Dort besteht kein Mut mehr in der Aussprechung einer Ueber-

* A. Bebel: „Die Frau und der Sozialismus.“ Stuttgart, J. G. W. Dieck Nachf. Preis broschiert 2,50 M., gebunden 3 M. (nicht 2 M., wie wir in einer der letzten Nummern gelegentlich eines Hinweises auf das Buch angegeben hatten).

zeugung, die nach oben Aufstoß erwecken könnte; alles blickt sich und kriecht, alles sucht Geld, Stellungen und Vorteile für sich herauszuschlagen. In der Tasche macht man die Faust, wenn der ersuchte Vorteil ausgeblieben ist, aber zum offenen Reden ist man zu feig. Ich meine, auch Sie, meine Herren, hätten alle Ursache, diesen furchtbaren Krebschäden, die notorisch und unbestreitbar an unserem Volkstum nagen, entgegenzutreten und mit gutem Beispiel voranzugehen, das heißt Mannesmut vor Königsthronen zu beweisen und entschieden das zurückzuweisen, von dem Sie glauben, daß es nicht in der Ordnung ist.

(Reichstagsrede vom 22. Januar 1903.)

Der endliche Sieg wird einst um so größer sein, je eifriger und aufopferungsvoller jeder einzelne die vorgezeichnete Bahn verfolgt. Bedenken, ob der einzelne ungeachtet aller Opfer, Arbeit und Mühe den Beginn einer neuen, schöneren Kulturperiode noch erlebe, des Sieges Früchte noch genieße, dürfen keinem aufstoßen, noch weniger dürfen sie ihn von dem betretenen Wege abhalten. Wohl können wir weder die Dauer noch die Art der Entwicklungsphasen bestimmen, die dieser Kampf um die höchsten Ziele zu durchlaufen hat, wir können dies ebensowenig, wie wir über die Dauer unseres Lebens eine Gewißheit haben. Aber wie die Lust zum Leben uns beherrscht, so können wir auch die Hoffnung hegen, diesen Sieg zu erleben. Stehen wir doch in einem Zeitalter, das sozusagen mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts stürmt und deshalb alle Feinde einer neuen, höheren Gesellschaft erzittern macht. Von dem raschen Wachstum und der immer gewaltiger werdenden Ausbreitung der sozialistischen Ideen liefert jeder Tag neue Beispiele. Auf allen Gebieten regt sich's und drängt nach vorwärts. Die Morgendämmerung zu einem schönen Tage zieht mit Macht herauf. Kämpfen und streben wir also immer voran, unbekümmert darum, „wo“ und „wann“ die Grenzpfähle für eine neue bessere Zeit für die Menschheit eingeschlagen werden. Und fallen wir im Laufe dieses großen, die Menschheit befreienden Kampfes, so treten die uns Nachstrebenden für uns ein. Wir fallen in dem Bewußtsein, unsere Schuldigkeit als Mensch getan zu haben, und in der Ueberzeugung, daß das Ziel erreicht wird, wie immer die dem Fortschritt der Menschheit feindlichen Mächte sich dagegen wehren und sträuben mögen.

(Die Frau, 50. Aufl., S. 515-516.)

Das allgemeine Stimrecht anzutasten ist heute ziemlich unmöglich; es dem Volke zu nehmen, das geht nicht mehr, das wäre ein Versuch, bei dem die Existenz des Reiches auf dem Spiele stehen könnte, das wäre ein Versuch, demgegenüber es für uns notwendig wäre, koste es was es wolle, das bestehende Recht zu verteidigen. Es kann wohl vorkommen, daß wir in einem Kampf nicht bekommen, was wir haben wollen, aber was wir haben, uns nehmen zu lassen, da wären wir allesamt Hundsfötter und erbärmliche Kerle, das darf es nicht geben.

(Rede auf dem Essener Parteitag, 18. September 1907.)

Wie viele Erfinder und Entdecker gehen in der bürgerlichen Welt zugrunde! Wie viele werden ausgenutzt und beiseite geschoben! Sollen Geist und Talent statt des Besitzes an der Spitze der bürgerlichen Gesellschaft stehen, der größte Teil der Unternehmer müßte seinen Arbeitern, Werkmeistern, Technikern, Ingenieuren, Chemikern usw. Platz machen. Dieses sind die Männer, die in neunundneunzig Fällen von hundert die Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen machten, die dann der Mann mit dem großen Geldbeutel ausnützt. Wie viele Tausende von Entdeckern und Erfindern zugrunde gegangen sind, weil sie den

Mann nicht fanden, der die Mittel zur Ausführung ihrer Entdeckungen und Erfindungen hergab, wie viele verdiente Entdecker und Erfinder unter der sozialen Misere des Alltagslebens unterdrückt werden, entzieht sich jeder Berechnung. Nicht die Leute mit hellem Kopf und scharfem Verstand, sondern die mit den großen Mitteln sind die Herren der Welt, wo mit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch ein heller Kopf und der Besitz eines gefüllten Beutels in einer Person vereinigt sind.

Die Frau, 60. Jahrg. S. 180-181.

... Dieses Westkalnückentum ist das preussische Junkertum, einst der Todfeind der Bourgeoisie, die aber trotz jahrzehntelangen Kampfs nicht verstanden hat, mit ihm fertig zu werden. Sie ist schließlich sogar vor ihm zu strengen gekommen. Obgleich dieses Junkertum der Stimmzahl nach nur eine winzige Minorität repräsentiert, ist es stark durch die öffentlichen Positionen, die es einnimmt in Staat und Reich, in Armee und Verwaltung, ebenso auf ökonomischem Gebiet, woselbst es den Hauptbestandteil der Partei der Agrarier bildet. So wird es denn der deutschen Sozialdemokratie vorbehalten bleiben, auch mit diesem Westkalnückentum, diesem Junkertum, abschließliche Abrechnung zu halten. So werden wir, wie auf

so vielen anderen Gebieten, auch hier die Aufgabe zu vollenden haben, die einstmalig die Bourgeoisie zu lösen begann, deren Lösung sie aber nicht ... Ende führen konnte, weil die Angst vor der Sozialdemokratie ihr in die Glieder fuhr.

unter: Fortsetzung 22. Februar 1901

Die uniforme Gleichheit, die man dem Sozialismus andichtet, ist wie so vieles ein Nuisan. Erstrebte er sie, er handelte unvernünftig, denn er käme mit der Natur des menschlichen Weisens selbst in Widerspruch und müßte darauf verzichten, die Gesellschaft nach seinen Prinzipien sich entwickeln zu sehen. Ja, gelänge es dem Sozialismus, die Gesellschaft zu überrumpeln und in unnatürliche Verhältnisse zu pressen, in kurzer Zeit würden diese neuen Verhältnisse, die sich als Fesseln fühlbar machten, geprengt, und der Sozialismus wäre für immer gerichtet. Die Gesellschaft entoidelt sich nach den ihr immanenten Gesetzen, und sie handelt danach.

Die Frau, 60. Jahrg. S. 418-419.

Daß eine herrschende Klasse, auch wenn sie die gänzliche Unhaltbarkeit eines bestehenden Zustandes einsieht, auf dem aber ihre ganze Masseneristenz gegründet ist, diesen Zustand aus eigenen Kräften zu untergraben und um

zugestalten in den soll und damit die Macht, die sie bisher besessen hat, aus der Hand gibt, das ist, solange die Welt bestanden hat, nicht dazugekommen, und das wird, solange die Welt besteht, nicht vorkommen. Im Laufe der Entwicklung treten eben Faktoren auf aus den unzufriedenen Schichten, bisher sind sie stets erschienen, die zum Konflikt mit den bestehenden Zuständen treiben. Die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit dieser Zustände nimmt an Macht zu und greift so mächtig um sich, daß eines Tages ihre Anhänger, sei es in dieser, sei es in jener Weise, sei es auf sogenanntem gesetzlichen, sei es auf sogenanntem revolutionären Wege, die Dinge von Grund auf umgestalten, und zwar im Interesse der notleidenden Mehrheit. Und das wird auch wieder so kommen.

Die Frau, 60. Jahrg. vom 3. Februar 1901

Unter Ziel erringen wir nicht durch kleine Konzessionen, durch Kriechen am Boden, indem wir zu den Massen heruntersteigen, sondern indem wir die Massen zu uns emporheben, indem wir sie begeistern für unsere großen Ziele. Wenn wir in diesem Sinne arbeiten, bleibt uns der Sieg sicher, nicht aber wenn wir plaudern, wir müßten nach allen Richtungen Rechmittreger treiben.

Die Frau, 60. Jahrg. vom 3. Februar 1901

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

Frau Elisabeth warf etwas sonderbare Mücke auf die hübsche junge Frau. Zenz war bald verschwunden, nachdem sie gewahrt, wie ihre glückliche Nebenbuhlerin das Haupt an Wolfgangs Schulter lehnte, sowie sie sich neben ihm niedergelassen hatte. Philomena gefiel die Munterkeit Meßis; sie wurde nicht müde, deren gewiß mit großem Zeit- und Müheaufwande hergestellte Frisur zu bewundern. Männeli hatte an der Frau nichts anzusehen, wurde jedoch der Wehmut nicht los. Etwas wie Teilnahme mit Wolfgang regte sich in ihm, ohne daß sie eigentlich einen Grund dafür hätte nennen können.

Altem Brauche gemäß schenkte das junge Paar jedem Mitglied der Nachbarsfamilie ein neues Sacktuch, das auf besondere Art in ein Dreieck zusammengefaltet war. Das Frau Elisabeth bestimmte war von bunter Seide, die für die Töchter waren aus feinem weißem Linnen.

Nachdem das Geschenk verabreicht, belobt und verdankt war, entfernten sich die Gäste. Frau Elisabeth begleitete sie vor die Haustüre. Auf der Treppenplatte stehend, wechselte man noch einige Worte, wobei Elisabeth meinte, man werde die Großmutter nun in der Mühle wohl bald entbehren können, da nun so junge tüchtige Hilfe da sei.

„Mit nichts,“ sagte Wolfgang, indem ein überaus frohes Lächeln, wie Frau Elisabeth es nie an ihm beobachtet, solange sie ihn kannte, über sein Gesicht ging. „Ich denke, bei uns wird es bald Arbeit genug für eine Großmutter oder deren zwei geben. W'hiit Gott inzwischen, ich komme nächstens wieder, um mit dem Knechte in den Wald zu gehen. Dort ist gehörig zu tun ...“

Und er folgte seiner Frau, die bei seiner vorigen Andeutung das Geländer erfaßt hatte und die Treppe hinabgestiegen war ...

„Die taugt nichts, sag ich Euch, rein nichts. Wie die den Most durch den Hals laufen lassen kann! ... Schade um den Wolfgang.“ So äußerte sich die Hochbühlerin, in die Stube zurückkehrend.

Und einige Tage später, von einem Gegenbesuche in der Mühle zurückkehrend, erzählte sie,

was das für eine Schlampe sei, diese Frau. Als sie hier war, spreizte sie sich wie ein Pfau und hatte das Haar hoch aufgeschraubt. Dabei läßt sie hängen, was hängt. Ach glaube, sie hat gar keine einzige rechte Schürze von Selbstgewebtem, nur so ein gekauftes Schlämplein hatte sie an. Und so ein kindisches Getue mit dem Wolfgang. Ach hab's bemerkt, er mag das nicht, und die Müllerin hat ihn auch jedesmal so kurios angesehen, wenn die Meßi so etwas Einfältiges plapperte. Recht schämen muß man sich ja. Eine Weibsperson, besonders eine verbeiratete, tut nicht gauklig. Eine schöne das, ja!“

„Ei, Mutter,“ meinte Männeli beklommen, „es hat so sein müssen. Vielleicht ist sie besser, als man denkt.“

„O Du Nachtlig!“ rief die Mutter.

Die Mitternacht des Jahres war vorüber, der künftige Frühling geboren. Schummernd zwar lag er noch im Wiegen Schoße der Erde, geborgen unter weißen Hüllen, und seine Mutter ruhte noch blaß und müde in ihrer mit dunkeln Wolkengardinen verhangenen Kammer. Aber schon in den ersten Tagen des Januar erschien sie für Stunden in ihrem himmlischen Streife und schaute lächelnd auf die weiße flammige Decke nieder, darunter ihr Liebling schlummerte. Und Tag und Tag wartete sie länger ihres Amtes, liebevoll und zauberhaft, alles Leben wachend und während, tief in allen Gründen.

In winterlichem Schweigen lagen die Doggenhöfe. Da stürmte über die tief verschneite, eintönige Landschaft, durch die sonnenhellen Tage und die sternfunkelnden Nächte die Haschingsfrende. Sie klopfte an die gefrorenen Scheiben und an die verriegelten Türen und rief: „Doggenhofsente, tut ab die Schlafmühen, tanzt, seid lustig, denn Fastnacht ist's!“

Lange vor den trockenen, schwerfälligen Mauern hatte der Müller-Pauli dem Rufe Folge geleistet. Wo sich landauf oder -ab eine Tanzstube öffnete, war er dabei, sei es als Spielmann oder bloß als fröhlicher Tanzgehilfe. Bald aber war es bekannt, daß er mit Vorliebe die Tanzgelegenheiten drüben im Städtchen Gunt-

te oder dessen Umgebung aumachte, wo er früher war, die ichöne einzige Tochter des reichen Walzermüllers zu treffen.

Und endlich flog die Kunde von dem Bespruche Paulis und der Walzern-Justina nach Buchwil und den Doggenhöfen.

Das war ein Ereignis! Die Frauen auf dem Hochbühl waren, als Wolfgang ihnen dies mitteilte, womöglich noch überraschter als bei seiner Verlobung.

„Der Pauli, so ein Städtzumschl! Die einzige Erbin des stolzen Walzermüllers! Das arrogante Stunstmühlengeld!“

Wunderung und Mergel kämpften in Frau Elisabeth.

Wolfgang aber sprach: „Er hat halt immer sehr danach gestrebt, möglichst und bald vorwärts zu kommen; er scheint auch ganz dazu veranlagt zu sein. Er wird ohne Zweifel ein schönes, glückliches Leben führen; ich gönne es ihm; in solche Verhältnisse hinein paßte ich auch nimmer. Zudem ist er ein gutmütiger Purische, den der Wohlstand nicht hochmütig machen wird.“

Die Frauen stimmten ihm bei. Frau Elisabeth blickte scharf nach der Zenz hin, fürchtete sie doch im stillen, dieselbe werde sich diese Verlobung noch mehr zu Herzen nehmen als diejenige Wolfgangs. Als sie aber sah, wie gleichmütig das Mädchen blieb, branste in ihr ein heftiger Unwille gegen dieses auf, doch hielt sie an sich.

„Ist die Justina hübsch?“ fragte Zenz.

„O ja,“ erwiderte Wolfgang. „Sie hat zwar auf der einen Seite eine etwas höhere Schulter und dürfte sehr zart und gebredlich sein; allein sie hat ein feines und anmutiges Gesichtchen mit sanften Augen. Es dünkt mich, sie ist fast zu zart für den Pauli, überhaupt zum Heiraten.“

Da Wolfgang weg war, brach Frau Elisabeth los wie ein Gewitter. So hatte sie die Zenz, die sonst so viel bei ihr galt, noch gar nie angelassen. „So, s--so, die Walzern-Justina ist nur ein Högerlein,* aber den Pauli hat sie Dir doch wegschnappen können! Die Leute werden

* Sie hat einen kleinen Höder.

* Einfalt.

schön lachen! Das ganze Jahr hast Du Schätze und Mittheilungen, aber wenn das Jahr um ist und die Fastnacht ankriecht, so gehen jene mit andern zur Kirche. Daran ist bloß Dein Lappertmenges Hochmuth schuld und Dein Ertalklein."

Der zur Schau getragene ruhige Gleichmuth des Mädchens, der sich durch das Aufwallen der Mutter nicht stören ließ, reizte letztere noch mehr. Spott und Schande sei das; sie selber möge den Leuten nicht mehr unter die Augen treten, solange man von dieser Hochzeit schwatzte, und noch viel herbere Worte fielen.

Da stand denn die Seng auf, und halb lachend und doch unwirlich zog sie ein klein zusammengefallenes Brieflein aus der Tiefe ihrer Kleidertaube und warf es über den Tisch hin zur Mutter mit dem Bemerken:

"Da könnt Ihr lesen; dem Unglück ist ja bald abgeholfen, wenn Ihr so darauf blauget (auch schneht), Schwiegermutter zu werden."

Wierig packte Frau Elisabeth das von Seng offenbar nicht hoch geachtete Papier, entfaltete es und las folgende, von ungelenkter Hand geschriebene Zeilen:

Liebe Anwesenz!

Weil ich gehört habe, daß der Müller-Pauli einer von Gnuffee nachtreicht, so weiß ich jetzt, daß es also nichts ist mit Dir, was es sonst immer geheißt hat, und somit nehme ich an, Du könntest, kann sein, noch froh um einen neuen Schwarm sein. Wenn es Dir also recht ist, so ist es mir schon auch recht. Ich habe Dich immer beidemäßig gern angesehen, wenn Du so stolz, wie es gar keine andre kann, einberückelten Auf sein andres Maidli richten alle Vuben die Augen, wenn es am Sonntag in die Kirche kommt. Am letzten Sonntag hat sogar der Pfarrer vom Evangeliumbuch aufgeschaut, als Du hereinkamst. Das wär aber justament mein besonderer Spass, eine Frau zu haben, welche mir alles mißgönnte. Du wirst es wohl wissen, wir sind auf der Hofsluh hinten auch nicht die letzten. Wenn ich heirate, so werd ich dann den Hochbühl kaufen und wird den Schwestern und der Mutter ihr Sach herausbezahlen, und sie könnten dann gehen oder auch bei uns bleiben, wenn sie wollen.

Ich hoffe, Du kommest an die Fastnacht zu Deinem Vetter im Grund, und dann tanzen wir eins und machen es nachher aus. Wenn Du nicht abschreibst, so komme ich Sonntag abend zu Rilt.

Es grüßt Dich mit Hochachtung

Melchior Vetschmann, Hofsluh."

Frau Elisabeth war beim Lesen abwechselnd rot und bleich geworden. Zuletzt aber hielt sich rot an. Sie warf der Tochter den Brief wieder hin, und diese schob ihn gleichgültig wieder in die Tasche. "Das ist mir noch der Richtige, der Hofsluh-Melk," begann sie. "So ein wütiges Kalb, wie der eins ist! Hochbühl kaufen, he, he, Mutter und Schwestern können laufen, natürlich, daß der junge Herr Bauer schön Wab hat. Aha, aha, so ist's gemeint! Nu, nu, das will ich doch dem Wolfgang sagen — dem Läm-

mel aber will ich schon zeigen, wer noch Meister ist auf dem Hochbühl."

"Da hat man's," erwiderte Seng. "Euch ist's nie recht, ob einer kommt oder ob keiner kommt, ob's ein Schwab oder ein Schweizer sei da muß man schon selber geicht."

Sie konnte nicht vollenden, die Türe ging auf, und es erschien Frau Elisabeths Bruder,



A. Bebel 1869

Hanslawar, der Vetter im Grund". Er blieb auf der Thürschwelle einen Moment zögernd stehen, den Kopf seines Spazierstodes unter rundern stinn, als erwäge er, ob er vor- oder rückwärts wolle, je nach der Art des Empfanges durch die Hochbühlern. Seitdem nämlich der Wolfgang von der Doggenmühle als Beistand auf dem Hochbühl waltete, war jener nie mehr dagewesen. Die Schwester und jungen Vasen sollten es doch wissen, daß er sich



A. Bebel 1877

durch den Vorzug Wolfgangs gekränkt fühlte. Als praktischer, kluger Mann jedoch, der er war, wußte er eine kleine Empfindlichkeit wohl zu unterdrücken, wenn sein Interesse es just verlangte. Er hätte für seinen Besuch und dessen Zweck kaum eine günstigere Stunde wählen können. Mit lautem Zuruf grüßte ihn seine Schwester Elisabeth. "So lebst Du auch noch und bringst es einmal auf den Hochbühl? Man

mußte ja glauben, es wär Dir ein schweres Unrecht angetan worden," sagte sie hinzu. "Stomm, sitz ab, und Ihr, Mädchen, holet zu trinken und etwas aus der Küche."

"Oh," antwortete der Bruder, indem er, der freundlichen Aufforderung folgend, sich an der Seite der Schwester niederließ. "Ich gehe ja nicht häufig von Hause fort, Du weißt ja, da-Geschäft, die Wirtschaft! Die Frau ist auch nicht mehr so rüstig, sie leidet viel an Gliederjuch, und da muß ich halt dabei sein; auf die Diennbolen, das weißt Du ja, ist kein Verlaß. Und dann . . . heh! bin; ich wollt Eurem Verstande nicht im Wege stehen; er hätte leicht veruntun können, ich wollte den Anliager spielen oder mißgönne ihm sein Amt. Es ist ja auch, scheint's, ohne mich gegangen. Der Wolfgang ist offenbar ein auter Bauer."

"Ja, ein tüchtiger Bauer," bestätigte Elisabeth, die die Anzüglichkeit in der Rede ihres Bruders wohl herausgeföhlt hatte und daher sofort Kampfesstellung annahm. "Du kannst Dich dann selber überzeugen, wie gut das Land und alles imstande ist."

"So, so, das freut mich," machte Hanskaspar ärgerlich. "Da habt Ihr Glück gehabt, daß der Wolfgang Euer Verstand wurde, und der Franz telig konnte nichts Klügeres tun als sterben. Nimmt mich bloß wunder, daß er nicht in die nähere Verwandtschaft eingetreten ist. Freilich, die Umstände halt, die Umstände!"

"Was Umstände?" vollerte Frau Elisabeth mit rotem storne. "Da lieg nichts weiter vor. Der Wolfgang ist doch ein braver Mann, und ich las, nichts auf ihn kommen. Wenn Du den Weg weiter die Luge nimmst, um zu ferben (zanken), so hättest Du dabeiin hocken können, das hättest Du. Und was ich sagen wollt, Du brauchst nicht großartig zu schänzeln (spötteln) wegen dem Heiraten; meine

Töchter kommen schon zu Männern, wenn es einmal sein muß.

Du würdest Augen machen, wenn Du es wüßtest, welchen Antrag die Seng erhielt; ja, das würdest Du."

Der Hanskaspar hatte so schon die Augen weit offen, als ihm seine Schwester, deren Kriegsbereitschaft ihm bekannt war, so ipig antwortete. Dem er war ja nicht in

gehässiger Abnecht auf dem Hochbühl erschienen — im Gegenteil. Die kleine Bitterkeit war ihm unbedachterweise entschlüpft. Er rückte daher ohne weiteres mit dem Zwecke seines Besuches heraus. In den letzten Tagen der Fastnacht wollte er einen Tanzabend abhalten. Da wäre er denn froh, wenn die jungen Väschen, die Seng voran, zur Mithilfe im Grund sich einfinden.

Da legten sich die Hornesflammen, die im Gemüthe Frau Elisabeths und wohl auch der Seng zu lodern begannen; die Whantasie schuf liebliche Bilder vor ihnen. Der Vetscher-Melk von der Hofsluh! Er würde mit der Seng tanzen, der reiche, hübsche, stolze Vetscher-Melk! Wie würden die Leute stammeln! Es mußte der Reid aufwachen, und in der Runde hieß es dann: "Das ist halt der reichste! Die aus der Doggenmühle waren zu arm." Da festigte sich die vorhin bedrohte Eintracht rasch wieder. (Fortsetzung folgt.)